



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 30. Dezember 1909

(Ein Rückblick auf das Jahr 1909 und die gegenwärtige Lage.)

Das Jahr 1909 ist für unsre Reichspolitik ein besonders kritischer und ereignisreicher Zeitabschnitt gewesen. Wir sehen heute eine völlig veränderte Parteikonstellation vor uns. Vor einem Jahre konnte man noch hoffen, daß es glücken werde, auch das Werk der Reichsfinanzreform mit Hilfe des sogenannten „Blocks“ zu stande zu bringen und damit ein Prinzip festzulegen, das eine überaus stetige und klare Führung unsrer Politik und eine gesunde Entwicklung unsrer Parteien ermöglicht hätte. Diese Hoffnung ist zerstört worden. Wir sind wieder auf den Standpunkt zurückgeschleudert worden, der am 13. Dezember 1906 zur Gemütung einer überwältigend großen Zahl deutscher Patrioten verlassen worden war. Aber es gibt in der geschichtlichen Entwicklung keine vollständige Wiederkehr des Vergangenen. Und so kommt auch jetzt zu der Parteikonstellation von 1906 etwas Neues hinzu, das ist die allgemeine Verschärfung der Parteigegensätze.

Das Scheitern der Reichsfinanzreform hat im konservativen und im liberalen Parteilager allen den Richtungen, die die Blockpolitik nur widerwillig mitmachten oder sogar offen dagegen arbeiteten, nicht nur die Oberhand, sondern sogar die unbedingte Herrschaft verschafft. Daher legen sich die Wortführer der Parteien keinen Zwang mehr auf, ihre eigene Haltung in den Jahren 1907—1909 als einen Irrtum zu bezeichnen. Die konservativen Gegner der Blockpolitik behaupten seitdem, das Ziel dieser Politik sei nur gewesen, liberale Gesetze mit konservativer Hilfe durchzubringen; von dieser Verirrung sei man nun zurückgekommen, da sich bei der Reichsfinanzreform das völlige Versagen des Liberalismus herausgestellt habe. Die liberalen Gegner der Blockpolitik folgern aus der Haltung der Konservativen, daß dort überhaupt niemals die ehrliche Absicht bestanden habe, den Liberalen eine Mitwirkung an der Gesetzgebung zuzugestehen, sondern daß man nur die Absicht verfolgt habe, die Liberalen dadurch lahmzulegen, daß man sie zu Handlanger einer konservativen Gesetzgebung machte. So ist also die Nachwirkung der Sprengung des Blocks eine stärkere Entfremdung der Parteien, eine stärkere Betonung der Parteigegensätze geworden. Eine solche Verschärfung der Gegensätze braucht nicht immer ein so großes Übel zu sein, wie gewöhnlich geglaubt wird. Aus der Reibung der Gegensätze entsteht das politische Leben, die politische Entwicklung, und stärkere Reibungen sind nur das Zeugnis, daß dieses Leben kräftig pulsiert, daß Aufgaben vorliegen, für die es sich lohnt, seine Kräfte einzusetzen. Aber das staatliche Leben fordert zwei Voraussetzungen dieses Meinungskampfes, erstens ein klares Für und Wider und zweitens eine festgezogene Grenze, jenseits deren die Meinungsverschiedenheit aufhört. Die Blockpolitik suchte die zweite Voraussetzung unmittelbar, die erste auf indirektem Wege zu erfüllen. Denn wenn den antinationalen Parteien gegenüber die andern unbeschadet ihrer besondern Überzeugungen zu einem „Block“ zusammengefaßt wurden, so konnte das nur den Zweck haben, den nationalen Gesichtspunkten in der Gesetzgebung einen ihnen gebührenden Einfluß zu sichern.

Daß die Frucht der ersten Arbeiten des Blocks ein gewisses Entgegenkommen an liberale Wünsche ausdrückte, lag in Verhältnissen begründet, die mit dem Wesen des Blocks nichts zu tun hatten. Wohl aber hätte die Sicherheit, in allen großen nationalen Fragen eine feste Mehrheit zu besitzen, die die Mitwirkung der nach Grundsätzen und Wesen antinationalen Parteien überflüssig machte, aller Wahrscheinlichkeit nach allmählich zu einem Niedergang und zu einer innern Zerfetzung

dieser antinationalen Parteien geführt, und so hätte es wohl über kurz oder lang zu einer klaren Scheidung unsrer Parteien in zwei große Gruppen kommen können. So ist es zu verstehen, wenn wir vorhin sagten, die Blockpolitik habe die erste Voraussetzung eines gesunden Parteiwesens, ein klares Für und Wider, auf indirektem Wege erfüllen wollen.

Das alles hat zunächst nicht sein sollen. Wir sind auch nicht darauf eingegangen, um nicht verwirklichten Hoffnungen nachzutruern, sondern weil wir die Beurteilung der Veränderungen, mit denen wir zu rechnen haben, selbstverständlich nicht gründen können auf die Mißverständnisse und Entstellungen, die wir in den von den Parteien entworfenen Schilderungen der Blockpolitik heute finden, sondern auf die Wirklichkeit. Wir werden nach dem Gesagten hoffentlich richtig verstanden werden, wenn wir sagen, daß wir die verschärfte Gegnerschaft zwischen Konservativen und Liberalen nicht so sehr bedauern, dagegen als den Hauptschaden der Sprengung des Blocks die erneute Zurückdrängung der von der Blockpolitik stark betonten rein nationalen Motive empfinden. Freilich brauchen wir nicht zu befürchten, daß die Persönlichkeiten und Parteien, die sich stets für nationale Gesichtspunkte empfänglich gezeigt haben, nun aufhören werden, in Fragen, die ein offenkundiges nationales Interesse berühren, ihre Pflicht zu tun. Unmittelbar werden die nationalen Interessen gewiß nicht verletzt werden. Aber das politische Leben ist nicht in dem beschlossenen, was in der Schweite eines kurzichtigen Auges liegt. Die Parteien sind natürlich überzeugt, daß ihre Anschauungen alle nationalen Interessen mitumfassen und daß sie diese gerade am besten fördern, wenn sie ihren Parteigrundsätzen treu bleiben. Die Weltgeschichte, bei der freilich der Augenblickspolitikern gern in die Schule geht, lehrt, daß das Gegenteil richtig ist. Groß sind immer nur die Staaten geblieben, die es verstanden haben, eine Reihe von ihren eigentümlichen Lebensinteressen und politischen Grundsätzen wirklich außerhalb der Parteien und über sie zu stellen. Nur solange alle Parteien sich diesen nationalen Interessen schlechterdings unterordnen und vor ihnen Halt machen, sind die Parteigegensätze eine wohlthätige Lebenserscheinung im Staat; sie werden zum zersetzenden Gift, wenn es anders wird. Bei uns ist die nächste Folgeerscheinung der Zerrümmung des Blocks, der einen solchen festen Turm der nationalen Interessen aufrichten wollte, die Heranziehung der antinationalen Parteien zum Bündnis gewesen. Auf beiden Seiten ist hier gesündigt worden.

Auf konservativer Seite hat man das Zentrum „auf demselben Wege gefunden“. Seitdem hat man sich freilich sehr feierlich dagegen verwahrt, daß ein Bündnis zwischen den beiden Parteien, den Deutschkonservativen und dem Zentrum, abgeschlossen worden sei. Dieser Versicherung Glauben zu schenken, ist nicht nur ein Gebot der Loyalität, sondern auch eine Forderung einfacher Überlegung. Es ist selbstverständlich, daß sich die Konservativen nach dem Aufhören des Blockverhältnisses nicht an eine andre Partei gekettet haben. Schade ist nur, daß es darauf gar nicht ankommt. Denn man wird eben auch weiterhin das Zentrum „auf dem Wege finden“. Darüber kann gar kein Zweifel sein, wenn man sich nicht nur an die mehr oder weniger diplomatisch gehaltenen, der politischen Taktik angepaßten Reden der Parteiführer hält, sondern von allen Seiten die Stimmen aus der Partei hört, hier und da auch auf die Gelegenheiten achtet, bei denen die offeneren unter den Führern, sozusagen, in Hemdärmeln sprechen. Wir sind wieder ganz im alten Jahnwasser, lesen in der konservativen Presse wie früher die treuherzige Versicherung, daß das Zentrum auf christlichem und monarchischem Boden stehe und darum der natürliche Verbündete der Konservativen gegen die „atheistischen“ Liberalen sei, — finden also mit andern Worten die vollständige Blindheit, wie in früheren Zeiten, gegen das eigentliche Wesen der Zentrumsparthei.

Genau die entsprechende Erscheinung finden wir auf der linken Seite. Auch hier hat der Einsturz des nationalen Turms und das Freiwerden der Parteigesichtspunkte als des zunächst maßgebenden und beherrschenden Elements die Neigung zum Fraternisieren mit der Sozialdemokratie gestärkt. Auch hier also die Blindheit gegen den nationalen Charakter einer Partei, in der der politische Radikalismus mit demselben Unrecht die Vertretung der legitimen Arbeiterinteressen sucht, wie die Extremen auf der rechten Seite in dem Zentrum die politische Vertretung der katholischen Kirche und der geistlichen und monarchischen Überzeugungen der deutschen Katholiken sehn. Auch unter den Liberalen hat es immer Elemente gegeben, die sich zwar sehr dagegen verwahrten, Sozialdemokraten zu sein, sich aber zu dieser Partei genau ebenso stellten, wie die Konservativen zum Zentrum. Und ebenso wie wir rechts Politiker finden, die in den gelegentlichen Oppositionsneigungen des Zentrums nur die Nachwehen des Kulturkampfes sehen wollen, im übrigen aber überzeugt sind, daß das Zentrum sich immer mehr zur nationalen Partei entwickeln und dann mit den Konservativen den „Glauben“ gegen den liberalen „Anglauben“ verteidigen werde, so finden wir links die Politiker, die unbeirrt an die nahe bevorstehende Mauferung der Sozialdemokratie glauben und in dieser Hoffnung die Arbeiterbataillone im Geiste schon an ihrer Seite gegen die „Reaktion“ marschieren sehen.

So scheint sich denn eine neue Schlachtordnung aus den Wirren des Jahres 1909 gebildet zu haben. Die Rechte steht mit dem Zentrum zusammen, die Linke mit der Sozialdemokratie. Und was diesem Bilde noch einen besonders lockenden Reiz gibt, das ist dabei die scheinbare Verwirklichung der Hoffnung, daß sich eine reinliche Scheidung der Geister nach rechts und nach links vollzieht und wir dem Ideal näherkommen, das in der Teilung in zwei große Parteilager gegeben ist. Tatsächlich ist dies hier und da in der Presse als Frucht der politischen Begebenheiten des jetzt vergangenen Jahres gepriesen worden.

Wir halten das für eine einfache Täuschung. So leicht wird sich die erwähnte Gruppierung nicht gestalten, weil der wahre Charakter des Zentrums und der Sozialdemokratie dabei außer Acht gelassen wird. Daß aber diese Anschauung aufkommen konnte, ist uns ein Beweis, wie sehr die Entfesselung des Parteigeistes über die nationalen Schranken hinaus in kurzer Zeit schon gewirkt hat. Die Hoffnung, daß innerhalb der deutschkonservativen Partei eine stärkere Bewegung entstehen würde, die imstande sein würde das Geschehene im richtigen Lichte zu sehen, und, ohne Spaltung in die Partei zu tragen, ein Gegengewicht gegen die agrarische Macht bilden sollte, hat sich nicht verwirklicht. Es wäre kleinlich und töricht, das verlusten oder der konservativen Parteileitung die Anerkennung versagen zu wollen, daß sie sich dieser innern Opposition mit Geschicklichkeit entledigt hat. Von dieser Seite ist also tatsächlich nichts mehr zu hoffen. Hier ist das alte Verhältnis wiederhergestellt, wie es vor 1906 bestand. Bei den Linksliberalen ist wenigstens eine sichtbare Frucht der Erfahrungen von 1909 geblieben, der Zusammenschluß der drei alten Parteigruppen zur Deutschen Freisinnigen Volkspartei. Wie sich diese Einigung bewähren wird, ist abzuwarten. Jedenfalls bildet sie einstweilen eine kleine Entschädigung für die Wunden, die der Liberalismus aus dem Feldzuge um die Reichsfinanzreform heimgetragen hat. Man darf aber diese Zusammenschmelzung der drei kleinen Fraktionen in eine große nicht überschätzen. Die Stellung der Linksliberalen bleibt nach wie vor schwierig. Als ihre Führer mit dem einsichtigeren Teil ihrer Gefolgschaft die Blockpolitik mitzumachen beschlossen, hatten sie schon mit so starken innern Widerständen zu kämpfen, daß nur offenkundige Beweise für die günstigen Wirkungen dieser Politik sie vor dieser innern

Opposition retten konnten. Die Führer hätten die widerwilligen Parteigenossen durch eine sehr entschiedene Politik mitfortreißen müssen. Eine schnelle, klare Entschliebung über die doch nun einmal als notwendig anerkannten indirekten Steuern mit der unzweideutig hingestellten Bedingung, daß sie nur dann bewilligt würden, wenn die Konservativen ihren Widerstand gegen die Erbschaftssteuer aufgaben, hätte, wenn sie nicht unter Umständen überhaupt die Reichsfinanzreformen zustande bringen half, zum mindesten einen starken moralischen Erfolg des entschiedenen Liberalismus bedeutet. Aber das halbe Wollen und die verpaßten Gelegenheiten gehören nun einmal zu dieser politischen Richtung. Der Druck auf die Rechte unterblieb; man drückte sich um die notwendigen Bewilligungen, deren Unumgänglichkeit man selbst längst anerkannt hatte, wochenlang herum und wartete auf den „Umfall“ der Konservativen in der Erbschaftssteuer. Man erreichte dadurch nur, daß die Konservativen mit einem Schein des Rechts behaupten konnten und tatsächlich noch heute behaupten — sie haben inzwischen ihre ganze Anhängerschaft im Lande von dieser freilich trotzdem unrichtigen Auffassung überzeugt —, daß die Reichsfinanzreform mit den Liberalen nicht zu machen gewesen sei. Die Hauptsache aber ist, daß die freisinnigen Führer im Reichstage, also gerade die Persönlichkeiten unter den Linksliberalen, die den ersten Willen hatten, ihrer Partei ihren Anteil an dem Verdienst positiver Arbeit für die Reichsgesetzgebung zu sichern, unleugbar eine gewisse Einbuße an politischem Kredit erlitten haben. Die herrschende Stimmung läßt sich in den Satz wiedergeben: Das habt ihr davon, daß ihr euch mit der Rechten überhaupt eingelassen habt. Diese Stimmung bedeutet aber nichts anderes als die Wiederkehr der doktrinären Oppositionsstimmung, die den radikalen Liberalismus bei uns so lange Zeit hindurch zur völligen Impotenz verurteilt hat. Ein Unterschied aber ist dabei gegen frühere Zeiten. Damals hatte der Liberalismus noch die Massen hinter sich; heute ist das nicht mehr der Fall. Das Gros der Wähler will positive Leistungen sehen oder wenigstens durch neue Ideen die Hoffnungen auf etwas ganz Besondere angeregt haben. So wie die Dinge liegen, bedeutet das Zurücksinken des radikalen Liberalismus in seine alte doktrinäre Unfruchtbarkeit — und das wird sich über kurz oder lang als die Frucht der Ereignisse von 1909 erweisen — eine wesentliche Schwächung des Liberalismus überhaupt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die kritische Stimmung der Wählermassen unsrer Tage in diesem Liberalismus kein Genüge findet, sondern — wenn sie einmal erst so weit erregt worden ist — nach dem stärkeren Gewürz der Sozialdemokratie verlangt.

Je schärfer wir also die Gestaltung der Dinge im Lager der Deutschkonservativen auf der einen Seite und der Linksliberalen auf der andren Seite betrachten, desto mehr zeigt sich die Notwendigkeit, daß die Mittelparteien mit besondrer Klarheit und Festigkeit ihren selbständigen Weg wählen. Die vielfach ersehnte und von manchen schon als vorhanden behauptete strenge Scheidung von Rechts und Links erweist sich nach unsrer Überzeugung vorläufig als ein Trugbild. Solange Konservative und Liberale sich als nationaler Block betrachteten, war wohl eher daran zu denken, daß die Reichspartei den Deutschkonservativen näher trat, während die Nationalliberalen das Bedürfnis einer stärkeren Betonung ihres Liberalismus fühlten und an die national und positiv gewordenen Freisinnigen heranrückten. Seit auf der rechten Seite die Grenze nach dem Zentrum, auf der linken Seite die noch der Sozialdemokratie wieder verwißt zu werden droht, seit die Konservativen dort, die Freisinnigen hier wieder die Alten sind wie vor 1907, wird es die Aufgabe der Mittelparteien, sich wieder schärfer von ihrer nächsten Nachbarschaft abzuheben. Nach einigen Schwankungen scheint dies auch von den

Parteileitungen anerkannt zu werden. Die Taktik der Reichspartei bedarf wohl insofern keines besondern Kopfzerbrechens, als sie schon durch ihre Haltung während des Kampfes um die Reichsfinanzreform gegeben ist und sich von der konservativen Taktik klar unterscheidet. Bei den Nationalliberalen hat es stärkere Schwankungen gegeben, die sich aus der Eigentümlichkeit der Partei wohl erklären. Die starke Erbitterung, die sich gegen die Konservativen geltend machte, ließ natürlich den Traum von der großen liberalen Partei und einem liberalen Großblock mit Einschluß der Sozialdemokratie — einem Blockgebilde, das ja in Baden im Drange der Not sogar Wirklichkeit wurde. — wieder aufleben. Aber jetzt zeigt sich doch schon in sehr bemerkenswerter Weise, daß der Nationalliberalismus bei der jetzigen Lage doch die Notwendigkeit erkannt hat, keinen Linksabmarsch und keinen Linksanschluß zu vollziehen. Wenn diese Negation einer Linksbewegung schon von einigen als Bewegung nach rechts empfunden wird, so ist das eine Privatansicht, die an der Sache nichts ändert. Das Wesentliche ist, daß der Nationalliberalismus sich auf seinen historischen Charakter besinnt und diese Rolle mit Festigkeit durchführt. Man darf die Hoffnung nicht aufgeben, daß es bei dieser neuen Gestaltung der Parteilage einer geschickten Regierung gelingen wird, für die notwendigen gesetzgeberischen Arbeiten sichere Mehrheiten zu gewinnen. Vielleicht tritt dann soweit Beruhigung ein, daß die nächsten Neuwahlen zum Reichstage doch besser ausfallen, als jetzt zu befürchten ist.

Eine sehr bedenkliche Folge der Kämpfe um die Reichsfinanzreform schien sich im vorigen Jahre aus dem scharfen Hervortreten materieller Interessen zu ergeben. Die konservative Taktik ließ in der unliebsamsten Weise den materiellen Interessenstandpunkt bestimmter Kreise hervortreten. In der Sozialdemokratie haben wir ohnehin eine Partei, die von dem einseitigen Interesse der Industriearbeiter ausgeht, wenn sie auch in höherem und besserem Sinne nicht als politische Vertretung der Arbeiterschaft gelten kann. Gegen die einseitige und brutale Machtpolitik des Bundes der Landwirte hat sich der Hansabund aufgetan. Wir haben daneben noch die deutsche Mittelstandsvereinigung und als Frucht einer Oppositionsbewegung der liberalen und demokratischen Elemente in der Landwirtschaft gegen den konservativen Charakter des Bundes der Landwirte neuerdings auch den deutschen Bauernbund. Und schließlich regt sich in diesem allgemeinen Wettrennen der materiellen Interessen der verschiedenen Erwerbsgruppen und Bevölkerungskreise auch das Heer der mittleren und unteren Beamten und organisiert sich als Bund der Festbesoldeten. So scheint dieses Hervortreten der Interessentkreise in unser ohnehin schon so verwickeltes politisches Getriebe neue Verwirrung zu tragen. Man wird aber gut tun, sich durch die geräuschvolle Art des Auftretens dieser Interessentverbände nicht allzusehr verwirren zu lassen. Diese Erscheinungen sind heilsame Mahnungen an die Parteien, in Fühlung mit den lebendigen Interessen der Nation und mit den harten Wirklichkeiten zu bleiben, sie unter höhern Gesichtspunkten zusammenzufassen und sie mit ihren Idealen zu durchdringen. Die Zeiten eines in der Gedankenwelt konstruierten, rein politischen Doktrinarismus sind allerdings vorüber; die wirtschaftlichen Momente fordern unerbittlich ihr Recht. Aber die Meinung, daß die Organisationen rein wirtschaftlicher Interessen jetzt bestimmt seien, die alten politischen Parteien aufzulösen und zu ersetzen, hat sich bisher noch nicht bewahrheitet, obwohl schon vor anderthalb Jahrzehnten mit der größten Sicherheit von verschiedenen Seiten behauptet wurde, der Moment sei gekommen. Die klare Erkenntnis der wirtschaftlichen Momente in der politischen Entwicklung ist allerdings eine der wertvollsten Errungenschaften des letzten Dreivierteljahrhunderts; wir verdanken gerade den deutschen Koryphäen der Volkswirtschaftslehre

außerordentlich viel. Aber man soll sich doch hüten, die daneben wirkenden Eigenheiten der Volksseele zu übersehen. Es gibt auch hier Wellenbewegungen, und auch im Leben der Völker ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die politischen Führer des Volks müssen nur unbeirrt die Ideale, die tief im Volke wurzeln, in ihrer eignen Seele tragen und, von diesem innern Trieb geleitet, mit klarem und sicherem Blick die Wirklichkeit durchdringen; so wird sich meist zeigen, daß einfache klare Grundgedanken doch aus den Wirbeln der Zeit immer wieder auftauchen, bestimmte Leitsterne immer wieder die von den Stürmen der Zeit herangetriebenen Wolkenmassen durchdringen.

Wir haben einen Kanzlerwechsel gehabt. Wir, die wir der Politik des Fürsten Bülow mit Freuden zugestimmt haben, haben ihn mit tiefem Bedauern aus seinem Amte scheiden sehen. Aber der Politiker muß den Blick vorwärts gerichtet halten. Es gilt das Vaterland, nicht die Person, und der Mann, der jetzt an der Stelle Bülows steht, hat das volle Vertrauen seines Vorgängers beseffen und gerechtfertigt. Noch ist die Zeit zu kurz, um ein bestimmtes Urteil darüber fällen zu können, wie Herr v. Bethmann Hollweg die Hoffnungen rechtfertigen wird, die man auf ihn zu setzen berechtigt ist. Denn das Amt des Kanzlers hat Eigentümlichkeiten, die eine einfache Schlussfolgerung aus der früheren Tätigkeit unmöglich machen. Und so stehen wir bei Beginn des neuen Jahres noch vor einer Frage, auf die erst die Zukunft eine Antwort geben kann.

Wir haben wenigstens die Genugtuung, daß unsere auswärtige Politik Deutschland in einer vergleichsweise günstigen Lage zeigt. Im Jahre 1909 haben wir durch unser festes Zusammenstehen mit Osterreich-Ungarn — nebenbei bemerkt, ein ganz persönliches Verdienst des Fürsten Bülow — ernstest europäischen Entwicklungen vorgebeugt. Daß unsre Haltung diese Wirkung hatte, verdanken wir dem Respekt des Auslandes vor unsrer militärischen Macht. Es darf aber auch etwas andres nicht übersehen werden. Unsre feste Haltung, die freilich nur auf der erwähnten realen Unterlage möglich war, gab zum ersten Male die Möglichkeit, daß auch die andern Mächte vor die Probe gestellt wurden, ob wirklich eine feste Interessengemeinschaft gegen Deutschland bestände oder nicht. Wir haben diese Interessengemeinschaft stets geleugnet, obwohl wir uns ziemlich isoliert fanden gegenüber der allgemeinen nationalen Angstmeierei, die eine Zeitlang in patriotischen Kreisen bei uns zum guten Ton gehörte und wonach man beinahe verpflichtet war zu glauben, König Eduard habe mit spielender Leichtigkeit ein Netz um uns geknüpft, dem wir nicht zu enttrinnen vermöchten. Die Ereignisse haben uns Recht gegeben, nicht nur darin, daß unsre reale Macht im Verein mit Osterreich-Ungarn ein genügendes Gegengewicht darstellt, sondern vor allem darin, daß die behauptete Interessengemeinschaft der andern Mächte gar nicht besteht. Die Feindschaft gegen Deutschland mag scheinbar alle diese Mächte verbinden; das besagt noch lange nicht, daß dieses Motiv für die praktische Politik dieser Mächte gleich entscheidend ist. Darauf aber kommt es an. Die serbische Krisis war eine besonders gut gewählte Gelegenheit, dies der Welt deutlich zu machen. Denn Frankreich konnte trotz aller Mühe gar nicht verbergen, daß seine Orientinteressen sich tatsächlich eben nicht auf derselben Linie bewegten wie die Englands und Russlands. Die praktische Lehre daraus lautet für uns: Ernsthafte, tatkräftige Sorge, daß wir mit unsrer militärischen Macht auf der Höhe bleiben; nach dieser Richtung hin niemals Einwiegen in falsche Sicherheit und Friedenszuversicht; dann aber gegenüber den einzelnen Wechselfällen der auswärtigen Politik und gegenüber den Beziehungen fremder Mächte zu einander zwar Wachsamkeit, aber viel größere Kaltblütigkeit und Ruhe anstatt der nervösen Aufregung, die wir uns jetzt angewöhnt haben.

Das wäre auch besonders zu empfehlen bei den jetzt wieder viel auf der Tagesordnung stehenden Erörterungen unsrer Beziehungen zu England. Wer allerdings jetzt noch nicht eingesehen hat, wie sehr die Schilderung der sogenannten „Deutschen Gefahr“ in England nur ein Mittel für Zwecke der inneren Politik ist — was wir schon vor Jahren behauptet haben —, dem ist kaum zu helfen. Ein Teil unsrer Presse besorgt fargesetzt mit rührender Naivität die Geschäfte der Drahtzieher der englischen Wahlpolitik. Aber man sieht wenigstens ein Ende ab, und nach den Wahlen wird wohl die Beruhigung von selbst eintreten. Wir können auch in unsern auswärtigen Beziehungen dem neuen Jahre mit Ruhe entgegensehen.

Rußland und Frankreich. Seit dem Herbst des eben zur Reize gegangenen Jahres mehren sich wieder die Unglücksbotschaften aus Rußland. Attentate, Verraubungen, Verhaftungen sind an der Tagesordnung. Die sogenannte Volksvertretung hat weder Beruhigung noch neue Arbeitsmethoden ins Land gebracht. Wie in den 1860er Jahren erhebt ein neidischer Chauvinismus das Haupt und anstatt sich den furchtbar ernsten Aufgaben des Tages zuzuwenden, haschen die „Erwählten der russischen Erde“ nach billiger Popularität im „faulen Westen“. Dennoch unternimmt es die russische Regierung, sich mit neuen kostspieligen Unternehmungen zu belasten. In Finnland werden oft beschworne staatsrechtliche Garantien zerstört. Mitten im Baltischen Meer wird die Gruppe der Alandinseln zu einem gewaltigen Flottenstützpunkte ausgebaut; im fernen Osten wird die strategische Amurbahn gebaut und eine Armee wird zusammengezogen, um den japanischen Sieger vom Festlande zu verjagen. In Berlin aber wird an der Börse und in den Cheftabinetten der Großbanken von den Chancen einer neuen russischen Anleihe gesprochen. Die Stimmung für eine Anleihe ist zweifellos günstig. Man sieht es unter andern daran, mit welcher Geffissenheit auf die Belebung des russischen Marktes, auf die gute Ernte und andre erfreuliche Zeichen des Wohlstandes in Rußland hingewiesen wird. Nun, vorläufig ist die Gefahr einer russischen Anleihe nicht groß. Nach den Bedingungen der letzten darf die nächste nicht vor dem Jahre 1911 ausgeschrieben werden. Wir haben also Zeit uns umzusehen und zu fragen, was man an andern Orten von Rußland und seinen Anleihen hält.

Frankreich interessiert am meisten. Es hat nicht nur einen Bündnisvertrag mit Rußland abgeschlossen, es hat ihm auch fünfzehn Milliarden seiner Ersparnisse anvertraut.

Was hält man in Frankreich von Rußlands Kreditwürdigkeit?

Bei Durchsicht der ernsthaften Presse fällt uns zunächst die große Reserve auf, mit der man in Frankreich russische Dinge beurteilt und daneben ein gewisses Suchen nach Anlehnung an England. Man versteht es kaum, weshalb die Republik seine Freiheit England gegenüber aufgegeben hat, wo doch die Tatsache des englisch-deutschen Gegensatzes allein genügte, um England zum natürlichen Verbündeten Frankreichs zu machen. Frankreich hat durch den Bündnisvertrag mit Albion eine Leistung bezahlt, die ihm durch die Natur der Verhältnisse kostenlos zufallen mußte. Wenn ein Land sich so wenig seiner bevorzugten Lage bedienen kann, so muß das als ein Zeichen großer Nervosität und eignen Schwächegeffühls aufgefaßt werden. Warum nun aber die plötzliche Furcht? Gilt das Bündnis mit Rußland nichts mehr? Ist Rußland auf die Seite Deutschlands getreten? Nichts von alledem. Aber Rußland hat nicht gewagt, die Balkanpolitik Österreichs zu durchkreuzen. Herr von Tswolkis und der Neuslawjanophilen Reden und Versicherungen haben sich als eitel Prahlerei erwiesen. Doch nicht genug hiermit. Durch einen Zufall, eine Indiskretion, ist auch der wahre Grund für die Haltung Rußlands bekannt

geworden. Die Friedensliebe des Zaren war materieller begründet als nur in einer edlen Schwärmerei.

Die wahren Gründe für die Haltung Rußlands während der Balkankrise und damit für den formellen Anschluß Frankreichs an England enthüllt Jean Fino in zwei Artikeln der „Revue“ vom 1. Oktober und 15. November 1909. Der erste ist „Frankreich und England angesichts der russischen Anleihen“ und der zweite „Soll man Rußland 20 Milliarden geben?“ betitelt. Die Ausführungen gipfeln zwar in einer Zusage an Rußland aber nur unter der Voraussetzung, daß die russischen Finanzen unter die Kontrolle einer englisch-französischen Kommission gestellt würden! Wenn der Bundesgenosse es wagen zu können glaubt, Rußland derart erniedrigende Vorschläge zu unterbreiten, dann muß er schwerwiegende Gründe dafür haben. In der Tat begründet die „Revue“, hinter der ein bedeutendes Mitglied der Pariser Handelskammer steht, ihren Vorschlag in einer auch für uns interessanten Weise. Sie stützt sich auf zwei Reden, die im März 1909 während geheimer Sitzung im russischen Oberhaus, im Reichsrat, gehalten wurden, die aber erst im September durch einen Vertrauensbruch zur Kenntnis der französischen Interessenten gelangten. Graf Witte, der langjährige Finanzminister, war der eine Redner, der andre Stanislaw Kotwand, Abgeordneter für den Handelsstand Warschaus und Chef des geachteten Bankhauses Wawelberg u. Co.

Rußland habe, so folgert die *Revue*, die gegen Frankreich übernommenen Verpflichtungen nicht erfüllt, käme daher als Bundesgenosse kaum infrage, es sei denn unter der Kontrolle einer internationalen Kommission!

Ihre Ausführungen gipfelten in dem Satz: jede kleinere Kapitalaufwendung sei unfruchtbar; Rußland müsse sich entschließen, im Laufe der nächsten fünfzehn Jahre fünfzehn Milliarden Francs nach einem großangelegten Plane auszugeben. Daneben erklärte Witte die Berichte der Marineverwaltung für Schwindel, die Ausgabenkontrolle für ungeeignet usw. Das Geld würde für andere Zwecke ausgegeben, als vorher bestimmt. Rußland sei gegenwärtig ebensowenig kriegsbereit, wie am Tage von Tsushima.

Spielhöllen-Kelame. Durch die Zeitungen geht wieder einmal die Nachricht, daß ein Herr an einem der letzten Tage die Bank von Monte Carlo „gesprengt“, d. h. sie für den Augenblick wegen Erschöpfung der Vorräte (selbstverständlich nur an einem oder ein paar der Duzende von Spieltischen!) zahlungsunfähig gemacht habe. Die Blätter, die solche Anmerkungen bringen, ahnen wohl nicht, wessen Geschäfte sie besorgen. Hunderte von sonst unbewußt hindämmern den Zeitgenossen (und seit einer Reihe von Jahren vornehmlich von uns Deutschen!) werden durch sie auf eine leichte sogenannte Bereicherungsmöglichkeit aufmerksam gemacht und werden veranlaßt, ihr mehr aber minder sauer erworbenes Geld als „Anlagekapital“ in den ungeheuren Rachen des schlimmsten Raubnestes der Welt, der größten Kuppelherberge Europas zu werfen. Jede Nachricht, die dem „Geschäfte“ dort unten abträglich sein könnte, wird bekanntlich, von der französischen Presse, aus Rücksicht auf die ihr (ebenso wie der Kirche) von der Spielbank zufließenden Schweigegelder, unterdrückt. Solch eine anreizende „Neuigkeit“ aber, ob sie wahr ist oder nicht, wird auf jeden Fall gebracht. Was mit dem Herrn Banksprenger möglicherweise schon in 24 Stunden geschehen ist, darüber wird kein Wort verlorren. Vielleicht fault er zu derselben Frist, da die Homeriden seine Erfolge künden, schon unter den Selbstmördern, die der Raubstaat jedes Jahr zu bestatten hat. Genau wie es mit dem Warschauer Advokaten Henneberg ging, den man

sich noch vor 2½ Jahren bewundernd am trente et quarante-Tische als den Gewinner von drei Millionen zeigte, der täglich im Automobil von seiner Villa in Cannes gefahren kam und im Hotel de Paris abstieg. Vor einem Jahre meldete der Draht lakonisch, er habe sich nach Verlust all seiner verspielten Millionen erschossen . . . Das war eben nicht zu unterdrücken, da der Mann als Parade-reklame der Gewinnchancen von Monte Carlo lange Zeit in Sicht gewesen war. Und in solch einem Falle ist der schließliche Selbstmord ein so unverfälschliches Geschehnis, dessen stumme Beredsamkeit durch alle Schweigegegelder hindurchstickert! . . . Nein, deutsche Zeitungen, die sich über ihren Beruf klar geworden und die selbstverständlich den Bestechungskünsten der Monegaschenbank ein für alle Mal verschlossen sind, sollten nur von den Gewinnchancen der Bank reden, von den schwindelnden Dividenden, die sie trotz der ungeheuren Neuanlagen und Neubauten auf einem der kostspieligsten Boden der Welt, erzielt, ganz abgesehen von den nunmehr 9 Millionen Spielkonzession, von denen der Fürst des Landes lebt.

p. m.

Die Führer im modernen Völkerleben. In den letzten Jahren sind wiederholt Stimmen laut geworden, die dem deutschen Volke eine wenig günstige Prognose stellen. In schwärzestem Pessimismus sprach man von überwundenem Höhepunkt, vom absteigenden Ast. Zugegeben muß werden, daß es in unsern sozialen Verhältnissen, im geistigen und wirtschaftlichen Leben an Erscheinungen nicht fehlte, die das Aufkommen eines solchen Pessimismus wohl erklären können. Ihn zu rechtfertigen reichen sie indessen keineswegs aus. Solange die Scharen jener, die durch ihre Stellung und Begabung zu einer Führerrolle im modernen Leben bestimmt sind, sich ihrer Berufung bewußt bleiben und unermüdet ihren Pflichten der Gesellschaft gegenüber nachkommen, liegt zu einer ernstlichen Besorgnis kein Grund vor. Dabei fehlt es gewiß nicht an Persönlichkeiten, die ihre Führerpflicht wohl kennen und in ihrem Kreise das Beste erreichen wollen, aber sie entsprechen zum Teil doch nicht allen Anforderungen, die der moderne Zeitgeist an Führer stellt. Teils sind sie, innerhalb der extrem freiheitlichen Richtungen, von der Menge emporgetragene Demagogen, teils sind sie Aristokraten und Herrenmenschen innerhalb der extrem strengen Richtungen, die mehr oder weniger gewaltsam die Interessen der von ihnen Geführten durchzusetzen suchen. Eine Fülle von Beispielen ließe sich dafür beibringen, daß Führer aus Mangel an Takt in weiten Kreisen wirtschaftlich Abhängiger dauernde Erbitterung hervorgerufen haben. Mangelnder Takt, ungenügende Ausbildung der Führerqualitäten waren trotz des besten Willens der Grund für die Mißerfolge der Führerschaft. Wir hören von „robusten Gewissen“; Schiebungen und Nepotismus sind weit verbreitet. Das heute so ausgedehnte Spezialistentum, das rücksichtslose Verfolgen rein egoistischer und rein wirtschaftlicher Interessen ist der Ausbildung moderner Führer, die sich in treuer Arbeit dem Gesamtleben widmen, hinderlich.

In der Erkenntnis dieser Verhältnisse hat es der Professor der Nationalökonomie an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim Dr. Carl Rindermann unternommen, in seinem soeben erschienenen Werke „Die Führer im modernen Völkerleben“ (Stuttgart, Verlag von Eugen Ulmer) den Grundcharakter, die Erziehung und die Aufgaben moderner Führer darzustellen. Der Verfasser erkennt die vorhandenen Schäden nicht und hat als eiserne Notwendigkeit erkannt, daß Deutschland, wenn es seine starke Stellung unter den Völkern erhalten und erweitern will, einer immer größeren Zahl von Männern bedarf, die hohen organisatorischen Takt besitzen und in „moderner gegliederter Gesamtüberzeugung“ ihre

Führerarbeit verrichten. Im Gegensatz zu den Pessimisten geht Kindermann mit einem alle Widerstände überwindenden Optimismus ans Werk:

„Werden wir uns der Größe und Schönheit unserer Zeit so recht bewußt, um dadurch zu energischem Schaffen angespornt zu werden.“ „Ist auch niemals ein unbedingtes Gleichgewicht und Glück zu gewinnen, keine Zeit hat der Reife sich so genähert, wie die unsrige, und läßt uns so hoffnungsvoll, wie diese, in die Zukunft blicken.“

Anders als die Demagogen und Herrenmenschen steht der moderne Führer als erster unter Gleichen zwischen seinen Volksgenossen. Er ist nicht ausschließlich aus den oberen Kreisen hervorgegangen. Durchaus nicht. Auch im schlichten Kleide einer Hausmutter, eines Werkmeisters, eines Oberarbeiters finden wir nicht selten die Eigenschaften moderner Führer.

Was Kindermann unter einem Führer versteht, was organisatorischer Takt und moderne gegliederte Gesamtüberzeugung sind und welche Fragen bei der Erziehung zur leitenden Arbeit hauptsächlich in Betracht kommen, hat der Verfasser im allgemeinen Teil seines Werkes dargelegt, dessen Lektüre reiche Anregung bietet. Aber auch im einzelnen giebt es kaum eine Frage des modernen Lebens, die der Verfasser nicht erwähnt und zu der er nicht Stellung nähme.

Aus der Überfülle wollen wir einige Punkte herausgreifen: Wissenschaftliche Ziele.

„Die Hochschulen z. B. dürften sich eine neuzeitliche Organisation geben, die unter anderem den Privatdozenten mehr aktive Teilnahme am Leben der Hochschule und nach Bewährung ihrer Leistungen mehr materielle Sicherstellung gewährt; unwürdige Zustände herrschen hier teilweise. Man sollte ferner viel weniger Gewicht auf staatliche Orden und Titel legen. Wir sind für ein enges Zusammenwirken von Wissenschaft und Staat, aber unter der Idee voller Gleichberechtigung. Unsere höchsten Tugenden sind die Liebe und das Vertrauen unserer Hörer, unseres Volkes, der Kulturwelt. Die Fachschulen sollten ihre Hörer mit mehr Allgemeinbildung neben der Berufsbildung ausstatten.“ „Eine einseitige Fachbildung verführt zu Spezialistentum, Bananistentum, Egoistentum.“

Von besonderem Interesse ist, was der Verfasser als Nationalökonom an einer Landwirtschaftlichen Hochschule über die Landwirtschaft sagt:

„Wegen der Preisnot und Leutenot und der geringeren Fähigkeit zur Selbsthilfe hat die Landwirtschaft — in maßvollen Grenzen — etwas erhöhten Anspruch auf Schutz; in einer ausreisenden Zeit mit gewaltigem Ansteigen von Industrie und Handel, wie die unsrige, ist sie am meisten in Gefahr der Rückbildung. Ein Volk, das nur noch Trümmer von ihr besitzt, ist unweigerlich zum Untergang verurteilt, wie ein Mensch, der seine natürliche Grundlage untergräbt. Durch den Bund der Landwirte sind zweifellos die Interessen des Großgrundbesizers übertrieben durchgesetzt — das hat die Reichsfinanzreform von 1909 bewiesen — und deshalb ist mit Recht der Hansabund gegründet worden. Bewahren wir uns aber vor der Unterschätzung der Landwirtschaft; wie eine Religion, so läßt eine Landwirtschaft in einer hohen Kulturzeit nicht neu sich erzeugen. Ein jeder Bauer auf eigener Scholle ist ein gewaltiger Wertfaktor; was gäbe England heute um einige Millionen davon!“

Zum Schluß seines Werkes würdigt Kindermann das Wirken des Führers im Beruf, in der Familie und im geselligen Kreise. Wirkliche Freunde kann man als Führer nur sehr wenige haben. In der Jugend erwirbt man als werdender Führer noch leicht Freunde.

„Wir wollen uns also in der Jugend einen so köstlichen Schatz zu sichern suchen und ihn treu durch unser Leben behüten. Wer keinen Freund besitzt oder besessen hat, dem fehlt das Letzte zur Vollkommenheit. Wahre Freunde geben sich die passendsten Gegengewichte; sie befreien sich von Einseitigkeiten aller Art und kreisen wie ein Doppelgestirn um ein gemeinsames Zentrum.“

Von der Familie hängt die natürliche Kraft des sozialen Lebens ab. Sie leitet wesentlich die erste Erziehung der Jugend und formt in wichtiger Weise an

Tatt mit, dem köstlichsten Besitz jedes Menschen. Wir schaden der Familie durch Überschätzung des Nepotismus.

„Wenn wir aus Familienrücksichten jemand in Amt und Würden bringen, so setzen wir damit die Berufsarbeit herab und schädigen das Volksleben. Die Wetternwirtschaft ist ein Krebschaden, der unnachlässig bekämpft werden muß.“ Unterschätzen wir die Familie aber auch nicht. Wie köstlich ist ein starkes, stilles Familienleben. Schöner als in rauchigen Bierpalästen und Tanzsälen sind wir in der Kinderstube oder im trauten Wohnzimmer aufgehoben. Die Märchenwelt mit ihrem bestrickenden Zauber schreitet mit leisem Schritt herein und schlingt unzerreißbare Bande um Eltern und Kinder. Die großen christlichen Feste rühren lange vor ihrem öffentlichen Nahe hier unser aller Herz und lassen uns Eltern mit Kinderaugen all das Herrliche, was da kommen soll, erschauen. Zwanglos erziehen Eltern und Kinder hier sich gegenseitig“.

Wir können das Buch Kindermanns aufs wärmste empfehlen.

Melchior Lechter hat für das Landesmuseum in Münster ein monumentales Glasgemälde vollendet, das vor seiner Überführung in der Akademie am Pariserplatz zugänglich gemacht ist. Diese Kunst der Glasmalerei, die in gotischer Zeit ihre glanzvolle und berauschte Schönheit entfaltet hatte, war in den Jahrhunderten verblaßt und entstellt. Es ist aus den früheren Werken Lechters bekannt, daß er in hingebender Arbeit die Geheimnisse des Handwerks, die Bedingungen der Färbung neu errungen hat. Die Glut seiner Farben stand unter der gegenwärtigen Kunst der Glasmaler wie ein Wunder. Das große Werk, das uns sichtbar gemacht wurde, fand denn auch die wohl unbestrittene Anerkennung als Werk einer neuen technischen Höhe. Umstritten wurde nur der Geist des Dargestellten.

Den oberen Raum des Mittelfeldes nimmt der gotische Tempel ein; von seiner Höhe strahlt das Licht. Im rechten Seitenflügel schwebt in warmem, abendlichem Schimmer die Gestalt der *ars humana*, mit goldenen Rosen bekränzt. Auf dem linken Flügel, in kälterm blauen Licht die *ars coelestina*. Unten am Tempel fließt die heilige Quelle; die Künste drängen heran, um zu schöpfen. Die Leidenschaft der ganzen Komposition in sich fassend liegt in sternensüßem antikem Mantel der Erbauer des Tempels am Boden. Wunderbar sind die schmückenden Formen und die tiefunkelnden Farben des Hintergrundes, alles ist hohe, aber gebändigte Leidenschaft.

Die Schauenden, die sich zur Eröffnung der Ausstellung versammelt hatten, standen unter dem zwingenden Banne des weisevollen Bildes; selbst das Flüstern scheute sich, die Stille zu durchbrechen. Es soll hier nicht berührt werden, wie sehr auch heute noch die erhabene Mystik unseres deutschen Mittelalters verkannt wird; es kann durchaus zugegeben werden, daß die alles in sich saugende Kraft der Mystik der Kunst sehr gefährlich werden kann. Aber für einen Fachmann ist es nicht zweifelhaft, daß Lechter von dieser Seite keine Gefahren drohen. Ich erinnere etwa an seine Federzeichnungen italienischer Landschaften oder an seine Porträtköpfe, deren höchst eindringliches Formenstudium ihn als Zeichner im engen, ich möchte sagen im handwerklichen Sinne erweist. Die Schönheit seiner Zeichnungen besteht in der schlechtthin makellosen Linienführung, der reinen bestimmten Form; nie streben sie im Duzend Sinne nach Stimmung und Eindruck. Die jetzt ausgestellten Skizzen für die Gestalten des Glasbildes sind ein Beweis zugleich für das erstaunliche Können des Zeichners und des Stilisten.

Lechter sucht nicht aus Haß gegen die sichtbare Welt die mystische Erleuchtung, sondern aus Freude an der Reinigung und Erhöhung der Daseinsformen. Es ist die Mystik der künstlerischen Leidenschaft, nicht der Askese; des Reichtums, nicht der Armut. Der Künstler, der hochgestimmt jede Befleckung, jedes Niedrige schmerzhaft empfindet, muß sich auch in der Wahl des Stoffes offenbaren und indem er

als Bild seiner mystischen Erhebung das einfachste Gleichnis formt, muß er in eine Sphäre steigen, in der er sich eins fühlt mit den höchsten Geistern griechischer Mystik, des Buddhismus und der gotischen Predigt. L. Florentin

Friedrich Paulsen: „Aus meinem Leben“. (Eug. Diederichs, Jena 09.) Friedrich Paulsen hat kein neues philosophisches System gebaut, was kein Schade ist, da wir Überfluß haben an solchen Systemen, er ist also kein epochemachender Philosoph. Dafür hat er für seine Zuhörer und Leser aus den Systemen herausgeholt, was an ihnen praktisch verwertbar ist, hat eine gesunde, auf dem evangelischen Christentum beruhende und der deutschen Eigenart angemessene Lebensweisheit und Ethik gelehrt und hat die Pädagogik durch seine Geschichte des gelehrten Unterrichts und durch seine maßgebenden Ratschläge für die Verbesserung des höheren Schulwesens in Preußen wirksam gefördert. Jetzt kennen wir die Quelle, aus der das Gesunde, das Tüchtige seines Charakters, das sich auch in seiner edlen, schlichten, klaren immer verständlichen Sprache kund gibt, entspringen ist. Es war seine friesische Abkunft und die Bauernschaft, unter der er seine Jugend verlebte hat. In seinem Nachlaß haben sich autobiographische Aufzeichnungen gefunden, die unter obigem Titel veröffentlicht worden sind. Nachkomme kühner Seefahrender Galligleute ist er bis in sein 18. Jahr hinein ein richtiger Bauernjunge gewesen, über die nächsten Dörfer nicht hinausgekommen, hat von Städten und städtischem Leben nichts gesehen und ist unter Leuten, die christgläubig und zum Teil fromm, einige sogar „erweckt,“ aber schlechterdings nicht von Sentimentalität angekränkt waren, in harter körperlicher Arbeit und freier derber Bauernjungenlust aufgewachsen. Sein Vergleich der ländlichen Jugend mit der großstädtischen, der unbedingt zu Gunsten jener ausfällt (S. 37 ff und S. 54 ff), sollte in großer Schrift in allen Schulen, in allen Beratungsjälen der Minister und der Bezirksregierungen, in allen Studierzimmern der Nationalökonomien angeschlagen werden. Nicht das „kulturarme“ Dorfkind, sondern das Kind, besonders das des Armen, in der überkultivierten Großstadt ist seelisch arm und jenes ist reich. Dem Stadtkind fehlt die Kenntnis der Naturdinge aus eigener Anschauung, es fehlt ihm die Kunst, mit diesen Dingen, mit Tieren und Pflanzen, mit Erde und Wasser, mit Holz und Steinen umzugehen und sie zu benutzen; es sieht die Gebrauchsgegenstände nur fertig, während sie der Dorfjunge zum Teil im eignen Hause, zum Teil in Nachbarhäusern entstehen sieht und bei ihrer Anfertigung hilft, und dieser bekommt einen klaren Begriff von sozialen Schichtungen und Verhältnissen, weil die ihn umgebenden durchsichtig sind. Spielzeug, wie es der Städter, heute freilich, kaum noch einzelne in ganz reizloser Gegend liegende Dörfer ausgenommen, auch des Landsmanns Kind massenhaft im Schaufenster sieht, kannten die Kinder in Langenhorn nicht; Knaben wie Mädchen erfanden und schufen sich selbst all ihr Spielzeug. Die Schule freilich war so jämmerlich, daß Paulsen bei aller Vorliebe fürs Dorf nichts an ihr zu loben findet. Aber was hat ihm das geschadet? Seine nicht vorzeitig durch guten methodischen Unterricht verbrauchte geistige Kraft speicherte sich auf und leistete dann, als sie endlich in Wirksamkeit treten konnte, Unglaubliches. Als es ihm an dem bißchen Büchermaterial, das ihm zur Verfügung stand, klar geworden war, daß er nicht zum Bauer berufen sei, nahm sich der Pastor des Sechszehnjährigen an, der in den letzten Jahren bei einem jüngeren tüchtigen Lehrer schon seinen Begriff davon bekommen hatte, was Lernen und Wissenschaft heißt. Gleichzeitig wurden sechs Sprachen vorgenommen: Lateinisch, Griechisch, Französisch, Englisch, Hebräisch und Dänisch, Mathematik und Naturkunde allerdings vernachlässigt, aber das Gymnasialpensum der unteren vier Klassen

in anderthalb Jahren bewältigt, so daß Paulsen in die Sekunda kam. Dabei hatte er zu Hause kein Arbeitsstübchen, sondern mußte die häuslichen Arbeiten in der Wohnstube machen, wo an den Winterabenden ein halbes Duzend Frauenspersonen mit einander plauderten, und im Sommer wurde er mitunter, wenns not tat, zur Erdarbeit herangezogen. „Der rasche Gang am scharfen Zügel“, meinte er, sei das seiner Natur Gemäße gewesen. Seine persönliche Erfahrung hat ihn überzeugt, daß übertriebene Nachsicht im allgemeinen mehr schadet als übertriebene Strenge, und er führt billigend die Bemerkung von John Stuart Mill an: „ein Schüler, von dem etwas verlangt wird, was er nicht oder noch nicht leisten kann, wird nie alles leisten, wozu er fähig ist.“ (Alle drei Regeln kann man gelten lassen, wenn es sich um Schüler handelt, deren Begabung fürs Studium unzweifelhaft ist; auf unsere heutigen Gymnasien sind sie nicht anwendbar, weil diese zu besuchen alle Söhne der höheren und Mittelklassen gezwungen werden, auch solche, die zu nichts als zur Pferdepflege oder zum Holzhacken taugen.) Auf dem Gymnasium in Altona absolvierte er die beiden Sekunden in einem Jahre, verlor das Unterprimanerjahr in einem wüsten Kneipenleben, bestand aber die Abiturientenprüfung, in die sich reichlich kein Schulrat störend einmischte, ganz gut und wurde für „völlig reif“ erklärt. Die in Erlangen, Bonn, Berlin und Kiel verlebte Studentenzeit, in der auch der Militärdienst erledigt wurde, gibt Anlaß zu hübschen Charakter schilderungen berühmter und unberühmter Professoren. Mit der Habilitation schließt das Buch. Unter den gelegentlichen Bemerkungen über Politik ist das von der dänischen Zeit Gesagte sehr beachtenswert. Die schleswigschen Friesen waren gute Deutsche und zugleich loyale Untertanen des Dänenkönigs; sie waren das zweite, weil kein Mensch sie hinderte, das erste zu sein. Sie erfreuten sich ihrer uralten Selbstverwaltung, bekamen dänische Beamten und Soldaten selten, die dänischen Farben gar nicht zu sehen, und patriotische Kundgebungen wurden ihnen nicht zugemutet; eine Königsgeburtstagsfeier oder sonstige patriotische Feste gab es weder in der Schule noch sonstwo. Dänische Prediger hielten bei Visitationen in deutschen Gemeinden deutsche Predigten, „unsere alten deutschen Prediger waren aber gewiß nicht in der Lage, durch dänisch gehaltene Predigten den Liebesdienst zu erwidern.“ (Die dänischen Pastoren haben natürlich nicht deutsch gelernt, um deutschen Gemeinden Liebesdienste erweisen zu können. Die Angehörigen eines kleinen und schwachen Kulturvolkes werden durch ihr eignes Interesse bewogen, sich die Sprache des benachbarten größeren und mächtigeren anzueignen, ein Interesse, das äußerlich, nur äußerlich, verleugnet zu werden pflegt, sobald sie zu dem, was sie aus freien Stücken gern tun würden, gezwungen werden. Für die Angehörigen des größeren Volkes ergeben sich Beweggründe zur Erlernung der Sprache eines kleinen Volkes nur aus besondern Umständen; ein solcher Umstand ist heute der Geschmack an der dänisch-norwegischen Literatur, der nach Paulsens Jugendjahren bei uns Mode geworden ist.)

Carl Jentsch

Auf der Journalistentribüne des Reichstages wird eine literarische Spezialität gepflegt, die unter dem Namen des Stimmungsbildes bekannt ist. Es gibt eine kleine Anzahl von politischen Schriftstellern, die dieses Genre zu großer Feinheit und Vollendung entwickelt haben. Niemand wird, um ein Beispiel zu nennen, die Stimmungsbilder der Frankfurter Zeitung ohne Vergnügen lesen. Sie erhalten ihren Wert aus einer genauen Kenntnis der Personen und Vorgänge und lassen den politisch interessierten Kopf erkennen. Daneben macht sich aber der Mangel an politischer Bildung und Erziehung breit. Der Reichstagsjournalist sollte Politiker sein, er ist aber zu häufig Feuilletonist, manchmal auch nur Reporter. Das bedeutet für die Berichterstattung aus dem Reichstage vielfach eine

Bernachlässigung der sachlichen Momente zugunsten einer liebevollen Ausmalung der Außerlichkeiten oder, was schlimmer ist, zugunsten eines weitgetriebenen Personalflatsches. Für den Stimmungsbildner ist selbstverständlich die nüchterne Arbeitsfözung ohne Belang. Sie läßt sich höchstens insofern ausbeuten, als sie Anlaß gibt festzustellen, wie viele Abgeordnete auf dem Ledersofas schlafen. Das Stimmungsbild bedarf des „großen Tages“, der sich wie eine Theaterpremiere oder wie ein Sensationsprozeß behandeln läßt. Forensische Gewohnheit scheint dazu beizutragen, daß der Stimmungsbildner die Hauptperson des Tages wie einen Angeklagten behandelt. An den ganz großen Tagen ist das natürlich der Reichskanzler. Wie sieht er aus? Ist er frisch oder abgspannt? Zuversichtlich oder nervös? Mit wem spricht er? Aha, mit einem Zentrumsman! Er bittet den schwarzblauen Bloß um gut Wetter. Mit einem Konservativen! Er läßt sich von dem ungekrönten König von Preußen vorschreiben, was er sagen soll. Mit einem Nationalliberalen! Er bestellt sich eine Interpellation über das persönliche Regiment. Was hat er an? Die Frage ist für das Stimmungsbild äußerst wichtig, vielleicht, weil es für die Damen geschrieben wird, die bei der Wahl des Zeitungsabonnements ein wichtiges Wort mitzusprechen haben. So las man jetzt in den Zeitungen: „Herr von Bethmann Hollweg hat die ersten Monate im neuen Amt dazu benützt, sich äußerlich sorgfältiger herzurichten. Ein tabelloser grauer Gehrock von neuestem Schmitte umschließt die noch immer nach vorgebeugte Gestalt.“ Man hat das Gefühl, daß der Schreiber dieser Zeilen gar nicht gemerkt hat, wie ungezogen er ist. Ungeschminkte Rüpelei dagegen spricht aus folgenden Sätzen: „Mit der Plastik der äußern Haltung hapert es ein wenig bei Herrn von Bethmann Hollweg. Er redet ein bißchen viel mit den Händen — ob auch mit den Füßen, ließ sich

Die Grenzboten

erscheinen vom heutigen Tage ab in Berlin (S.W. 11, Bernburger Straße 22a/23). Sie werden mit Hilfe der hervorragendsten Kräfte aus allen Gebieten in der alten, unabhängigen Weise fortgeführt als getreuer Spiegel des geistigen Lebens in Deutschland. :: :: :: :: :: ::

Schriftleitung und Verlag.

wegen der Tischwände nicht erkennen.“ Für das Stimmungsbild kommt es auf den Inhalt der Rede nicht an. Der Red' bedeutet mehr als die Rede. Verwendbar sind höchstens solche Stellen, die Anlaß zur Heiterkeit oder zu Zwischenrufen gaben. Man horcht auf, wenn es Unruhe, Widerspruch, Polemik gibt. Man spannt auf die beliebten „dramatischen Momente“. Und an wichtigen Sitzungstagen, wo es um große Entscheidungen geht, spielt in jedem Stimmungsbild die „ominöse rote Mappe“ eine Rolle, obwohl eine solche Mappe mit dem Auflösungsdekret meistens garnicht vorhanden ist. Fürst Bülow zog seinerzeit die Auflösungsorder einfach aus der Brusttasche. Für den Stimmungsbildner bieten besonders auch die Logen ein Objekt ständigen Interesses. Zeigt sich in der Hofloge ein Flügeladjutant, so ist er vom Kaiser geschickt, um den Reichskanzler zu überwachen und sofort zu berichten, ob er es auch den Sozialdemokraten ordentlich gegeben habe. Ist gar eine fürstliche Persönlichkeit anwesend, so wird genau beobachtet, ob sie etwa durch Bewegungen des Kopfes irgend welche Zeichen der Zustimmung oder — besser! — des Mißfallens von sich gibt. Diplomaten entgehen gleichfalls nicht der Aufmerksamkeit, und wenn man sie mit irgend einer amtlichen Person im Gespräch ertappt, so wird schnell eine hochpolitische Klatschgeschichte zusammengefabelt. Was für Damen anwesend sind und was sie anhaben, muß schon aus der vorhin erwähnten Rücksicht mehr ausführlich als sorgfältig behandelt werden. — Ist das alles nicht doch im Grunde ziemlich albern und spießig, so pretenziös man es auch frisiert? So spießig, wie die eingehende Zeitungserörterung über die Frage, ob der Reichskanzler oder das Reichstagspräsidium in Uniform oder im bürgerlichen Gewande, als welches man merkwürdiger Weise den Frack bezeichnet, vor dem Kaiser zu erscheinen hat?

Die Grenzboten

treten mit dem vorliegenden Heft in ihren 69. Jahrgang. Die Zeitschrift ist wie bisher durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes, sowie direkt vom Verlage zu beziehen. :: :: :: ::
Preis Vierteljährlich 6.— Mark.

Berlin SW. 11. Verlag der Grenzboten

— G. m. b. H. —